

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 . NR. 18



Im Garten

Erwin v. Kreibitz

Frühlingswunder

Blumig besternt sich die Erde,
Blüten schneiet der Baum,
und das gesegnete Werde
sammelt die Helfer im Raum.

Erdige Atemwogen
werden Leiber aus Duft,
Zarteste Brückenbogen
steigen aus dampfender Gruft.

Fast überblähen die Lichte,
wo es vorüber schwebt.
Stimmen geh'n und Geschichte:
Ewiges Leben lebt.

Paul Langhammer

HANS ERMAN:

FRAU JOSEPHAS KINDER

Das Hans des Kartoffelhändlers Schaubuth log an einer der zeitgeraden Straßen Mannheims, in der Gegend zwischen dem Alten Rathaus und der mächtigen Jesuitenkirche. Jakob Schaubuth war ein Mann in den Fünfzigern. Er war wohlhabend, wie es einem Angehörigen der alten Kaufmannsfamilie Schaubuth zutram. Er war von stattlicher Gestalt, fröhlich, unternehmungslustig und wein froh wie so manch anderer seiner Altersgenossen und Mitbürger. Verheiratet war Jakob Schaubuth mit Josepha, die trotz ihrer weißen Haare und ihrer schon etwas überfichtigen Augen das Hauswesen und auch wohl den größten Teil des Geschäftes fleißig und tatkräftig leitete. Josepha war vor langen Jahren aus dem ersten Dorfmann nach Mannheim gekommen, und ihrer geschäftstüchtigen, stillen Art verdankte die Firma Schaubuth das, was der etwas verspielte und bequame Jakob kaum zustandgebacht hätte: das Gedeihen des Handels auch in den schlimmsten Jahren der Krise.

Beide hatten einen Sohn, Gerhard, der zwanzig Jahre alt war, und der nach einer Schulzeit, die ihn schließlich die Berechtigung zum Studium verschafft hatte, nun entschlossen sich ebenfalls dem väterlichen Geschäft widmete, weil dies seinen stets wachsenden Latendrang noch am meisten befriedigte. Mit neunzehn Jahren war er also der dritte im Geschäft geworden. Und während die Mutter im Lager und Haus arbeitete, während der Vater bald hier, bald dort die Verbindung mit den vielen Kleinhändlern der Stadt pflegte, oblag Gerhard der Verkehr mit den Bauern des Oberrheins und der nahen Hardt, wo er tagen, tagaus mit seinem großen Lastkarren umherfuhr und neben den Kartoffeln auch wohl Obst und Blumen und Gemüse einhandelte.

Als Werte lebte Helene oder — wie sie von allen gerufen wurde — die Leni im Hause. Da sie keine Eltern mehr hatte, war sie durch den städtischen Pfandverwand zu den Schaubuths gekommen, wo sie mit ihrer Mütterlein, ihrem Fleiß und ihrer guten Laune wie ein Engel die Familie beglückte. Helene war liebenswürdig zu Vater Jakob, zutraulich zu Frau Josepha und gut zu Gerhard. Und für alle zusammen war sie ein hübsches, auch verständiges Mädchen von neunzehn Jahren ...

Gerhard fuhr frühe am Morgen mit dem Auto ins Land und kam spät am Abend erst zurück. Da wurde es auch Nacht und Mitternacht, ehe die helle Hope des Morgens vor der Schaubuth'schen Einfahrt lónte; die Bauern hatten entweder nichts geachtet, oder sie wollten erst lange überredet sein, bis Gerhard sich mit ihnen auf einen Preis einigen konnte.

Kam Gerhard zu solch später Stunde nach Hause, so waren die Eltern längst zu Bett gegangen. Helene aber hatte das Nachtmahl gerichtet, sie half dem Gerhard beim Einfrischen des Wagens. Mit ihr zusammen wurde die Abrechnung gemacht, mit ersten Gefächten fassen sie sich einander gegenüber, Helene auf der Bank am Fenster, Gerhard im Sessel am runden Tisch ...

Doch Gerhard war abends müde. Wenn alles Geschäftliche besprochen war, so nickte er Leni freundlich zu und ging zu Bett ...

Nur am Sonntag blieb Gerhard zu Hause. Den ganzen Tag, da las er mit der Leni zusammen alle Zeitungen der Woche, da hörten sie ein Konzert des Rundfunks. Sie gingen auch einmal mit dem Vater und der Mutter durch die Stadt, an den Rhein, in den Schloßpark. Dort hockten sie — die Mutter bei ihrem Kaffee, die anderen beim Schoppen Wein — zusammen bis weit in die Dämmerung, bis über dem Rhein, in der Stadt und auch im nahen Gefängnis die Lichte aufleuchteten.

Auf dem Nachhauseweg gingen die Alten vorweg, die Jungen hinterdrein und meist Arm in Arm. Sie sprachen niemals von sich. Und doch fühlten beide, daß sie zusammengehörten ...

Im Sommer hatte Gerhard Geburtstag. Er war deshalb zu Hause geblieben. Doch die Gewohnheit hatte ihn früh aus dem Bett gerissen, und lange, ehe das Haus sich regte, stand er unten im Hof beim Wagen, den er in aller Nähe bräute nachsehen wollte. Während er überlegt, was er am Nachmittage zu besonderer Feier heute wohl unternehmen könnte, und während seine Gedanken sich auch schon mit Helene und was sie ihm schenken werde, beschäftigten — strich eine Hand ihm über die Schulter.

Helene stand hinter ihm.

„Hier bist du?“ fragte sie. Ihre Augen strahlten Gerhard groß und freundlich an, und die eine Hand verbergte sie geheimnisvoll hinter ihrem Rücken.

„Hab ich dich erstrecht?“ fragte sie weiter, als Gerhard stumm blieb. „Nein“.

Gerhard war verwirrt; Helene beschämt, und verlegen strich sie mit der freien Hand den kurzen, blonden Haarschopf zurück, der ihr fast immer über die Stirn hing. Schweigend standen sie sich eine Weile gegenüber.

„Was willst du dem?“ fragte Gerhard.



Waldweg

Kurt Weinhold-Calg

„Doch nun fand Helene keine Antwort. Und Gerhard merkte, daß seine Frage Helene zu kränken schien. Er suchte nach einem freundlichen Wort, das sie versöhnen sollte. Und da ihm gar nichts Besseres einfiel, sprach er:

„Du, ich hab' heute Geburtstag!“

„Das wußt' ich wohl.“ Helene war auf einmal wie neu belebt. Sie lächelte, und endlich wagte sich ihre linke Hand hinter dem Schuß des Rückens hervor.

„Da!“

Sie schenkte Gerhard einen großen, grauen Echal. Es war ein wirklich herrlicher Echal aus feinsten grauer Wolle, der Gerhard wärmen sollte auf seinen Fahren. Gerhard betrachtete ihn. Und wieder besah ihn bei aller Freude eine absonderliche schwere Regungslosigkeit. Seltsam trocken war ihm die Zunge, und jedes einzelne Wort fand er nur mühsam.

„Du haßt den Echal selber gestrickt? Für mich?“

„Ja!“

„Daß du dir so viel Arbeit für mich machst!..“

Es klang stolz, sehr stolz.

„Ich hab' ihn nachts gestrickt; wenn die andern schliefen.“

„Nachts?“ Gerhard machte plötzlich ein zorniges, wichtiges Gesicht. Er wußte, wie angefüllt mit Arbeit Helenes Tage waren, und er verargte die Besorgnis, daß Helene sich gar überanstrengt hätte feinetwegen, hinter einem Knabenhaften Umwille.

„Nachts?“

„Ja. Bist du mir böse?“ — Ziehend sah sie ihn an. Die großen, braunen Augen hatten sich ganz geöffnet. Ihr schmales, feines Gesicht war vor plötzlichem Kummer noch um einen Hauch blässer geworden.

Da legte Gerhard seinen Arm um ihren Hals.

„Ja, dann muß ich dir wohl zum Dank einen Kuß geben, Leni? Wie?“

Er küßte ihren Mund. Erst flüchtig und kurz. Dann küßte er nochmals. Und noch einmal. Und noch einmal.

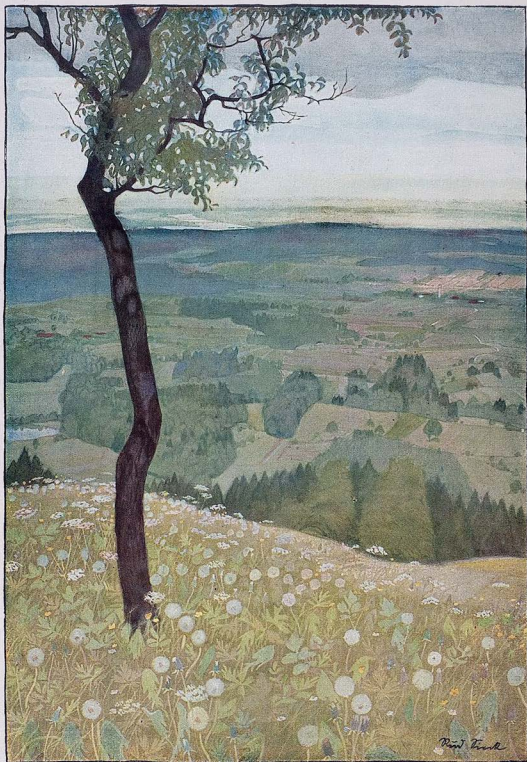
Es war so seltsam, er freute sich beim Küssen. Und gleichzeitig schämte er sich etwas, fürchtete, daß jemand sie sehen könnte — und streichelte mit seinen Händen das weiche, volle Haar Helenes. Er beugte sich nieder, barg sein Gesicht in diesem fein duftenden Haar. Er drängte näher an Leni. Und seine Brust spürte die Wärme ihres Leibes.

Da erscholl durchdringend und laut die Stimme des Vaters: „Leni! Hel' Leni! He! — Wo bist du denn? Leni!“

Seit jenen Geburtstagen waren Helene und Gerhard sich aus dem Wege gegangen. Eine neue, ihnen vorher unbekannt gewesene Macht hatte in ihr Leben eingegriffen. Nie mehr wagten sie über jenen Morgen zu sprechen, sie fühlten, daß sie nicht mehr die alten Hausgenossen waren. Sie wußten einander eng verbunden und waren sich doch ganz fremd geworden, weil sie einander geküßt hatten. . .

Mutter Josepha war eine kluge Frau. Ihr brauchte weder Sohn noch Mädchen Auskunst zu geben. Sie war zufrieden und freute sich dessen, was ihre munteren, flinken Augen sahen.

Sie sah aber auch wohl die begehrliehen Blicke, die ihr Mann Jakob dem jungen Mädchen nachschickte. Es kränkte sie nicht. Josepha fühlte sich in allen Klaffen des Leibes und des Geistes einem jungen Mädchen ebenbürtig, auch glaubte sie ihrem Mann Jakob gut genug zu kennen, um Geduld mit ihm zu haben. Doch beßloß sie, allem auch nur im entferntesten möglichen Unheil vorzubeugen. Und Unheil konnte es geben, wenn die gelegentliche, verstopfen aufwallende Zärtlichkeit des fünfzigjährigen Jakob sich der heimlichen Liebe des Sohnes entgegenstellte. —



Am Samerberg

Rudolf Sieck

Deshalb sagte sie eines Abends, daß ihrer Meinung nach Gerbard bei den Fahrten über Land nicht mehr allein zurecht käme, daß ihm unbedingt eine Hilfe nötig sei. Mehr als Karzoffeln und alle Gemüthe würde die Kunstschafft nach Ostj. verlangen. Ostj., natürlich nur in den besten Qualitäten, fehle in der Stadt. Und wenn es nach ihnen, nach Josephas Willen gehen sollte, dann würden sie gerade am Ostj. im kommenden Sommer einen erstklassigen Wagen verdienen. Die Leni versetzte sich darauf viel mehr als Gerbard. Und deshalb soll sie künftig mit ihm zusammen einkaufen. —

„So — für den Gerbard ist das allein zu viel Arbeit? Die paar Kohlföpfe?“ grollte Vater Jakob. — „Und warum muß denn gerade die Leni mit?“ — Er murkte noch einiges halblaut vor sich hin und wurde erst still, als Josephas ihn löse anjah!

„Was ich gesagt habe, das wird auch gemacht“, entschied sie, „das Gerbard braucht's eben. Aber dafür baß du ja kein Ange, Jakob. Und überhaupt wird's für alle besser sein!“

Jakob sagte sich, Seine herangezogenen Einwände waren alle widerlegt worden. Und den nächsten Morgen: Daß er das schmale Gesicht der Leni gerne sah, daß er sich in ihres junge Mädchen gar-nährlich verliebt hatte — den wagte Vater Jakob doch nicht zu gestehen. Er aßf melandolisch zu seinem mächtigen Schoppen und rauch den Äger herunter. . .

Gerbard und Helene verlebten nun eine wunderbare Zeit. Am frühen Morgen fuhren sie den klau hühenenden Bergen entgegen. Wie ein mächtiger Schatten breitet sie sich rechts und links von ihnen die fruchtstrotzende Landschaft der Pfalz. Sie wurden heimlich in den kleinen Städten der Haadt, in den Dörfern des Reichthums, in den Tälern des Demwaldes.

Für Helene war alles neu und bewundernd schön. Sie saß neben Gerbard im Führerbüchsen des Lastwagens, sie lehnte sich an ihn, und zuweilen legte sie ihre linke Hand leicht auf das Lenkrad neben Gerbards kräftig gespannte Finger. . .

„Wie schön, Gerbard!“ Sie fand kein anderes Wort, das ihrem Glück Ausdruck geben konnte als dieses „wie schön!“

Aus den Nachmittagen, wenn alle Geschäfte erledigt waren, hielten sie Kar. Gerbard suchte ein paar Steine, die Brot und Fisch waren. Helene mühte sich um das Mahl; für diese nachmittägliche Ruhepause hatte sie im Vorhintergrund der kleinen Ueberzählungen, sei es auch nur ein besonders leckerer Braten, ein Stück Kuchen oder eine flüssige Netzein aus dem Keller Vater Jakobs. War die Mahlzeit vortrefflich, so lagerten sie sich nebeneinander im Gras und plauderten.

Gerbard erzählte von seinen Fahrten, berichtete ihr von den Schicksalen der Decker und der Bauern, die schon mit seinem Vater, ja auch mit seinem Groß- und Uraosvater im Handel verbunden waren. Er atmete dabei den herben Duft ihres Haars. Er spürte, neben ihr liegend, die Wärme ihres Körpers. Und zwischen seinen eigenen Worten hörte er klar und fest den Herzschlag Helenes. . .

Auf einer Fahrt durch das wincklige kleine Ladenburg und die heitere Stadt Weinheim über den Schleichkammer Hof hinein hatten sie sich in ihrer nachmittäglichen Rast verpaßt. Sie saßen auf der alten Poststraße quer durchs Oberrhe; denn sie wußten hinunter ins Neckartal und von dort entlang dem Fluß nach Hause. Aber Hirschhorn waren sie und jöhren aus der Höhe schon die westliche Ebene sich unten im Fluß spiegeln, als der Motor des Wagens widerpenstlich wurde. Immer stärker wurde das Gerochen und Räteln des schweren Wagens, immer unregelmäßiger der Puls des Motors.

Wo die Poststraße sich kreuzte mit dem breiten Weg ins Thal, hielt Gerbard an. Er prüfte die Kerzen, die Benzinzufuhr, er untersuchte Kabel und Nistand; alles war in Ordnung. So viel Gerbard sich mühte im Schein der Gaslampe, den Fehler vermerkte er nicht zu finden. Und doch wollte der Motor nicht mehr in Gang kommen.

„Du wirst allein nach Hirschhorn gehen und nie wiederg jemandem beraufsichtigen“, bat er das Mädchen.

„Kommt mit!“ — Helene reagierte sich nicht allein durch den nachtdunkeln Wald.

„Daj mich bei die bleiben“, bat sie dann zaghaft, „wir wollen zusammen warten, vielleicht kommt ein Wagen vorbei, und sonst kann ich ja dann morgen früh in die Stadt gehen. Heut' in der Nacht, da kommt doch niemand mehr herauf zum Wagen.“

Der Wog ins Thal war weit, und wenn Leni sich ohne ihn fürchtete — so blieb sie eben hier oben. Gerbard war das recht. Nur bräuteten sie nicht, wie Leni das vorschlug, hier auf einem Stein zu sitzen und sich mit Erzählen die Zeit zu vertreiben. Der Wagen war groß genug, daß sie neben den paar Eachen auch für sich noch Raum hier unter der Plane hatten.

Er richteten sie Karzoffeln Körben und Bündeln ein, so gut es ging. Die prall gefüllten Karzoffeln waren die Hände ihrer Schlafkammer. Mit alten Zeitungen und Strohh verstopfte Gerbard die Ritzen. Ein paar Eäcke und etwas Heu waren die Bettlager. Die Decke, die sonst ihre Knie beim Fahren schützte, war groß genug, um einmal auch als wärmendes Federbett zu reiden. . .

Still lagen sie nebeneinander und läuschten. Der Zauber des Unerwarteten plante sie. Der Zahndruck tauchte zu ihnen herauf und streich über die Haare. Fern unten im Neckartal dröhnte zwischen die Ebenen. Einst war alles in tieferer Ruhe, kein Tier, kein Vogel ließ sich hören.

Der Augenblick war ins Gewebe gespannt, die zarteste, geheimste Liebe rang mit der härtesten Gewalt des Verlangens. Das Mädchen ließ reungellos an seiner Seite, jeden seiner Atemzüge atmete Gerbard im gleichen Wechsel. Alles war nah und wirklich, und doch so fern und unerkenntbar, daß Gerbard von der Angst angequält wurde, zu träumen. Er sprach, und fürchtete, ins Leere zu sprechen.

„Du, Leni!“

„Was ist?“

„Ich nichts.“

Und wieder war alles still und verzaubert fern. Wie nach einer Weile Leni fragte: „Gerbard?“

„Leni?“

„Es ist so dunkel. Ich friere.“

„Gell ich dich besser zudecken?“

Leni gab keine Antwort mehr. Gerbard tastete nach ihren Händen. Es waren eiskalt. Er schlug die Decke fester um ihren Körper. Er legte sich dicht neben Helene, um sie zu wärmen. Einen Arm schob er schützend um ihre Schulter. Und Lenis Gesicht rückte dem seinen nahe, daß ihr Atem ihn streifte.

„Leni?“

„Ja?“ kam es fast tonlos zurück. . .

„Es kamen erst gegen mittag nach Hause.“

Vater Jakob empfang sie grollend. Er hatte am Morgen mehrere Kunden vorzuschicken müssen, weil die Zubere ausgeblieben war, so schalt er.

Mutter Josephas schweig und wartete ab.

Und schon beim Mittagessen, als sie zu vierem um den runden Tisch saßen, sagte Gerbard:

„Die Leni und ich wollen heiraten! Seid ihr einverstanden?“

Mutter Josephas schweig auch jetzt. In solchen Eachen hatte der Vater als das Familienoberhaupt ja das erste Wort. So sah Josephas ihren Mann nur fragend an.

Vater Jakob warf einen müsttraunsehen, prüfenden Blick über die Familie. Er schaute auf seinen Sohn und die junge Leni. Er sah nachdenklich in sein großes Weinglas, in welchem sich sein grauer, zottiger Schimmerbart spiegelte. Er guckte verloschen auf seine Frau Josephas, die so stils und glücklich wie lange nicht ihm gegenüberlag.

„Ich bin euch nicht böse“, war seine Antwort.

Und jetzt sprach auch Frau Josephas. Sie sagte daselbe. — „Ich bin euch nicht böse.“ Doch war, nicht zu unterscheiden, wenn von den dreien das galt. Sie erariff Jakobs Glas, wuschte erst sein sauberlich den Rand, und sagte: „Kommt, Vater, laß uns auf das Wohl unserer Kinder trinken!“





Vorfrühling bei Tölz

Anton Leidl

DER WÄSCHESAMMLER

VON BRUNO CORRA

Er ist vielleicht der kleinste Arbeiter Boskons. Aber die ganze Stadt gehört ihm. Er fährt den Sammelwagen der Wäscherei, lenkt das weißgeleckte braune Pferd mit bewundernswürdiger Sicherheit. Kantigkeiten und Unfälle haben alle seine Angehörigen hinweggerafft. Er ist allein auf der Welt. In Wirklichkeit heißt er Giovanni, aber alle nennen ihn John, denn er kommt fast nie mit Landsleuten zusammen.

Er fährt sich tadellos auf, denn er will den „Job“, die Etelle, um jeden Preis behalten. Wenn sein Dienstgeber ihm den Befehl erteilt, ein Bündel Wäsche vom Mend abzuholen, würde er antworten: „Yes, Sir“. Er ist mit einem Wort ein hundertprozentiger Amerikaner: arbeiten, verdienen, Dollars, Money. Wäre er mit fünfzig Jahren Millionär sein? Er ist davon überzeugt. Das Leben des kleinen John wäre ganz unheimlich, wenn er nicht einen Feind hätte, den Wäschebenschaber des Hotels, aus dem er dreimal wöchentlich die Wäsche abzuholen hat. Montag, Mittwoch und Freitag, um acht Uhr morgens. Drei schwarze Laas. Der Packwagen fährt durch das hintere Tor des Hotels ein und hält unter einem Glasdach. Da meldet sich schon Cammel Doyles heiserer Stimme:

„Etieg von deinem Thron herunter, du Drecksint. Hast dich um drei Minuten verspätet. Aber tusth, sonst kommst du etwas erleben. Erst putze meine Schuhe.“

„Yes, Sir“, erwidert John und kniet vor dem Kisten wieder, der die Pfeife im Mund, auf einem Etuhl sitzt und ihn erst einen, dann den anderen Fuß hinstrickt. Die Schuhe sind tiefenrostig, der Umfang der Schuhwulstdose entspricht der Größe der Schuhe, die lange, breite Bürste ist jeden Augenblick nahe daran, aus der kleinen Hand zu gleiten, die sie nicht umklammern kann. Aber John will den Kunden zufriedustellen,

der sich bei seinem Dienstgeber über ihn beklagen und ihn um seine Etelle bringen könnte.

„Das nennst du einen geputzten Schuh? Wie ein Etiegel muß er glänzen!“

Der Mann hat ihn am Ohr gefaßt und drückt ihm den Daumen-nagel ins Fleisch. John langt wieder nach der Bürste und sagt sich: „Gedul mußst du haben. Das Leben besteht aus zwei Abschnitten: In dem ersten jagst du zu den anderen. Yes, Sir“, in dem zweiten jagen es die anderen zu dir. Du mußt also alles ertragen, den Kopf senken und warten. Da bist eine Maschine. Arbeit.“ Zwei Tropfen rinnen seine Wangen hinab: Schweiß, nicht Tränen. Cammel Doyle gibt sein Ohr frei. John springt auf und öffnet die Tür des Packwagens. Sein Pönniger steigt in den Wagen:

„Ich gebe dir zehn Minuten Zeit, um mir die Wäschejacke zu reichen. Naht. Ich habe auch anderes zu tun. Ich bin kein solcher Faulpelz wie du.“

Der Knabe läßt sich den ersten Eck auf die Schultern und legt ihn auf den Rand des Packwagens nieder. Und eilt wieder zu den an einer Mauer aufgespalteten Wäschebüden. Er leucht, stolpert, wankt. Er preßt die Zähne aneinander.

„Warte. Kennst einen Augenblick heraus, du Hundeluder. Putz mir die Nase.“

Das auch noch! Das ist das Ärgste, viel ärger als das Schabspucken. Von September bis April hält ein Anmarsch von Schmutzspindeln in Cammel Doyles Nasenhöhern seine Etümmen. Wäre es nicht für beide bequemer, wenn er sich selbst die Nase putze? Einreiz, er verlangt es

von John nur aus Grausamkeit, aus Ueberblödsicht. Er sinkt nach Wüsten, seine Augenlider sind rot. Nun hat er sich auf einen Wäpfe-sack gesetzt. John springt in den Wagen, holt aus der Tasche sein Taschentuch, nähert sich damit der großen, roten Nase des Mannes, spricht sich Mut zu, schließt die Augen und drückt... Oest sei Dank, auch das ist vorüber!

„Hier hast du die Aufstellung der Wäpfe. Wenn du sie verlierst, werde ich dir den Kraken um. Und nun mach dich aus dem Stalbe. Verdafte, Rasch, sonst drücke ich dir mit dem Nagel meine Unterschrift auch in das andere Oel!“

John wirft die Tür des Packwagens zu, schiebt die zwei Riegel vor, erklettert seinen Eiß und greift nach den Hügeln. Der Packwagen setzt sich in Bewegung. John atmet reichlicher aus. „Es ist so recht“, denkt er sich. „Jimmer nur so weiter, mit Vermutst, und du verlierst deinen Job nicht.“

Trotz alledem gibt es in einem verödeten Winkel seines gerodeten Hirs ein launenhaftes Mädchen, das zuweilen zu weachen beginnt und aus seiner Ahse zu springen droht. Ein Aufseherlein in den Augen, eine kaum angelegte Handbewegung, eine Grinnsfalte durchdringt manchmal die mechanische Gelassenheit seines Vernehmens. Ein Sonntagnachmittag lenkt er seine Schritte in die Gegend der Bäck, sündert ziellos herum, verpöft, daß Zeit Geld ist, löst den Pflast über den Wald von Masten und Schloten schweifen, in den des Wässers der Bai rozen, und träumt. Er weiß selbst nicht, wovon er träumt... Er kennt einen italienischen Matrose mit einem kleinen, grauen Bart, dessen Schiff alle zwei Monate in Boston anlegt. John sucht ihn in einer bestimmten Farnschicht aus, überreicht ein Bündel Wäpfe und bringt sie ihm gewaschen und geplättet zurück, ehe das Schiff, nachdem es die Ladung gelöst hat, wieder in See zieht.

Zu Neujahr, erböht sein Dienstgeber zum zweitenmal sein Gehalt. John sieht sich schon als Hausbesitzer, mit Frau, Kindern, einer Dohne, einer goldenen Uhr, zwei Autos und mit einem Eichelbuch in der Tasche. Wenn er durch die Straßen Boston's fährt, im Trab oder im Esdrüt, betrachtet er mit kritischem Blick, mit den Augen eines anspruchsvollen Käufers die schönsten Häuser und Paläste der Stadt. Es sind glückliche Tage. Weder trinkt Samuel Doyle zwischen Weihnachten und Dreifönig mehr als sonst.

„Wenn du heute eine halbe Minute mehr als nötig von meiner kostbaren Zeit raubst, so schlage ich dich windelweich! Also rasch! Und sieh, daß du meine Schuhe blutblank pufst!“

Er hat ihn an beiden Ohren gefaßt und drückt ihm nun die Nägel in das Fleisch. Auf der Erde liegend, den Kopf gebogen, arbeitet der Knabe mit Feuerzifer. Wie hypnotisiert starrt er auf die Dose mit der Schuhwische und denkt daran, daß Doyle gleich in den Packwagen steigen und er die Nase des Gehaltmenschen wird pufen müssen. Aber jetzt entsinnt er sich — Oest weiß, warum — eines Stüchchens Kreide, das er in der Tasche hat, und eines großen, düsteren Hauses, das schon wiederholt seine Neugier rochgerufen hat. Und ein nicht mehr gutzumachendes Unglück überfährt ihn: Das gewisse launenhafte Mädchen in seinem Schadel verläßt mit einem Male seinen gewohnten Platz, springt, tänzelt, wirbelt umher und bringt der ganzen inneren Mechanismus des Fugen keinen Amerikaner in Verwirrung. Die Schuhwische, der Packwagen, die Nase, die Kreide, das Taschentuch, das große, düstere Haus. Oest's alltägliche, gleichgültige Dinge, die in keiner Beziehung zueinander stehen. Aber Giovanni — er ist nicht mehr John, der nächste, amerikanische John, der nur auf seinen Job bedacht ist, sondern der italienische Giovanni, bereit zu jedem tollen Esabernack — vermengt mit feöblühler Phantasie die sechs Dinge, vermischt sie miteinander und schafft daraus eine tolle, kleine Poffe.

„Komme her, du dreifüßiger Kogel! Puf mit die Nase!“

Giovanni springt beend in den Packwagen. Er hat den halben Inhalt der Schuhwischdose in sein Taschentuch geleert. Entschlossen patscht er das Pflaster auf Samuel Dooles Gesicht. Er verreibt und vermischt den klebrigen, fetten Brei und verpappt damit Augen, Nase und Mund. Der Kiese sinkt schnaubend hintüber und zappelt hinter dem Wäpfe-sack, auf dem er geirren hat, mit den Weinen in der Luft. Der Knabe ist ungesich aus dem Wagen gesprungen und hat die Tür verriegelt. Mit einem Esch schwingt er sich auf den Beck, ein Weisenschieb, und das Pferd setzt sich in Trab. Im Jameren des Packwagens ist die Hölle los: Schreie, Flüche, Fußtritte, Faustschläge. Giovanni singt

aus voller Kehle und knallt mit der Peitsche. Und auch das Rassen des in solcher Fahrt dahinstrollenden Esimwagens trägt dazu bei, das weide Gebeill und das rasende Getrömmel des Gefangenen zu über-tönen. Der Wagen bleibt auf einem manchenleeren Platz vor einem düsteren Gebäude mit vergrünneten Fenstern stehen, über dessen Haupt-eingang die Aufschrift „Lunatic-asylum“ — Irrenhaus — zu lesen ist. Der Knabe springt herab und schreit mit Krede aus die Tür des Packwagens in großen Buchstaben das Wort „Mad“ — Jersmig.

„Ich verteilte dich, ich freste dich auf, wenn ich hinauskomme! Ich hab's Schauen vor dem Mund, ich bin toll!“

Giovanni hört ihn nicht mehr, er biegt um die Ecke, läuft, springt auf einen Zaunabzweigen. Um diese Stunde löst der italienische Matrose mit dem kleinen, grauen Bart, in einer Schenke in der Nähe der Docks und verzehrt sein aus Zwiebeln und Schwärzbröt bestehendes Oabel-frühstück.

„Was du mir erzählst! Eine herrliche Esche! Eschade, daß ich nicht auch dort gewesen bin, um die zu helfen. Und jetzt willst du verdrüssen, was? Laß uns mal sehen... Die Escharbeiten sind jetzt in vollem Gang. Verjuche es, mit einer Kiste auf den Schultern an Bord zu steigen. Wenn es dir gelingt, verjuche ich dich im Laderraum. Ich habe dort Kommandant ist ein guter Kerl. Aber du mußt tun, als habest du mich nie gesehen...“

Es ist Abend. Zusammengeklauter hinter einem Etapel Kisten mit kalifornischen Pläumen hat Giovanni sein Nachessen verzehrt, Brot und Käse. Das Esampfen der Maschienen macht die Wände des Schiffes singen. Die Esere pfeift in regelmäßigen Abständen. Leb wohl, Amerika! Er ist schläfrig. Er ist glücklich. Er denkt an Samuel Doyle und laest. Er strickt sich aus. Und sinkt allmählich in tiefen Eschlaf...



Scherenschnitt

D. v. Benheim



Derschlaue Schäfer

Heinz Kiwitz

Auf den Hund gekommen

Von J. Jefferson Farjeon

Als Bobby sagte „Ich möchte einen Hund haben“, verhielten wir uns sehr ruhig und hofften, daß er diese Bemerkung nicht wiederholen würde. Wir hatten nie etwas Geschieres als einem Kanarienvogel im Hause gehabt. Unser Schwieger richtig anslegend, wiederholte Bobby seine Bemerkung nicht. Er versuchte es vielmehr mit einer Abwandlung.

„Ich habe einen gesehen“, sagte er.
„Willst du nicht noch etwas kaufen?“ fragte meine Frau.

„Es ist ein Hund mit goldbraunem Fell“, jubte Bobby fort, „und er hat eine Menge Junge. Acht. Nein, sieben. Nein, acht. Ich weiß es nicht mehr so genau.“

„Hast du mir Zucker in meinen Tee gegeben?“ fragte ich.

„Ja, sieben. Nein, acht“, murmelte meine Frau geistesabwesend.

„Ich möchte einen von den kleinen Hunden“, sagte Bobby, „und ich dachte, daß du mir ihn anstatt der zwölf Schildkröten für Daniels Geburtstagsfeier kaufen könntest.“

Wir hatten Bobbys Schildkrötenplan erst vor einer Woche weit von uns gewiesen. Bobby scheint zu glauben, daß Schildkröten stets in einem runden Duschtopf austreten. Aber Daniels Geburtstagsfeier war noch immer da und das Problem seiner Verewandlung hatte noch immer seiner Lösung. Alljährlich schickt Bobbys Dank

ihm zwei Pfund. Nächstes Jahr werde ich ihn zwei Pfund schicken, damit er es nicht tut.

„Wie wider es mit einem richtigen Fußball?“, schlug ich vor.

„Doch mit ein paar Schachstein netter Zumbelnoten?“, fügte meine Frau hinzu.

„Ich möchte einen kleinen Hund haben“, antwortete Bobby.

Meine Frau sah mich an. Ihr Blick deutete, daß die Frage des kleinen Hundes nicht mehr totgeschwiegen werden könne und daß ich sie lösen müsse. Etets ließ ich mit den wirklichen Kräfte in unserer Familie fertig werden, und nachher sagt meine Frau, auf welche Weise ich mit ihnen hätte fertig werden müssen.

„Wir könnten keinen Hund in der Wohnung haben, Bobby“, verkündete ich mit fester Stimme.

„Warum nicht?“, fragte Bobby.

„Weil Papa es sagt“, erwiderte meine Frau.

„Aber Papa hat auch gesagt, daß du keinen neuen Hut bekommst, und du hast doch einen bekommen“, sagte er leise.

„Bobby, sei doch vernünftig!“, warf ich ein.

„Hüte sind doch etwas ganz anderes wie Hunde. Hüte laufen doch nicht im ganzen Haus herum und knabbern an den Möbeln.“

„Die kleinen Hunde tun es auch nicht. Der Mann hat gesagt, daß sie alle gut erzogen sind und daß sie sich überall aufhalten können, ohne daß man überhaup weiß, daß sie da sind.“

„Wenn man also nicht weiß, daß sie da sind, was hat es dann für einen Zweck, sie im Haus zu haben?“, fragte ich.

Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich eine Bemerkung gemacht, die Bobby nicht beantwortet konnte, und das weitere Frühstück verlief hundelos. Aber Bobby gibt nie auf, bis er all jene Trümpfe ausgepielt hat, und als wir vom Tisch aufstanden, spielte er ein As aus. „Ich habe dem Mann versprochen, daß du sie heute anschauen wirst“, sammelte er. Dabei setzte er sein Gesicht auf, das wie die Redensweise dritten Grades nennet. Es ist klar, daß er uns mit ihrer Hilfe andeuten will, daß er vielleicht morgen nicht mehr am Leben sein könnte und daß uns dann alles sehr leid tun würde. Und es würde uns auch leid tun.

„Wo wohnt dieser Mann?“, fragte ich.

„Burra!“, rief er, plötzlich gefundat, aus und lief nach seinem Hut.

Währenddessen geliebten meine Frau und ich einander friedlich, nicht schwach zu werden.

Der Mann wohnte drei Häuserblocks entfernt. Wir betraten einen Hof, durchzerteten eine Wolke durchdringenden Geruchs, emigieren mit Mähe einem Kettenhund und kamen schließlich in eine Art von Miniaturhall, auf dessen Boden in ziemlicher Unordnung etwa vierinhalb Meter Hund lagen. Eine genauere Prüfung zeigte, daß dieser Hundestreich in Viehkläuber in mehrere einzelne Teile zerfiel. Die Teile blühten uns gedankenvoll an.

„Da, das ist der, den ich möchte“, rief Bobby. „Chau mal, der, der dem andern das Ohr befeuchtet!“

„Sie sind wirklich süß“, murmelte meine Frau.

„Anzuschauen“, fügte ich hinzu.

„Nehmen Sie sie in den Arm“, sagte der Mann.

Wir nahen sie, einen nach dem andern in die Arme. Sie widerstrebten zuerst und hosteten dann an uns, als wären wir Magneten. „Nun?“, fragte der Mann.

Wir werden uns die Sache überlegen“, antwortete ich. Zu meiner Überraschung schien Bobby zufrieden. Vielleicht betrachtete er meine Bemerkung als einen Fortschritt gegenüber unserem Verhalten im Falle der zwölf Schildebröten. Damals hatten wir uns gewögert, auch nur nachzudenken.

Aber Bobby misverständnis mich. Eine halbe Stunde später suchte ich einen Bekannten auf, der, wie ich mich erinnerte, einen kleinen Hund gehabt und ihn weggegeben hatte. „Warum hast du ihn weggegeben?“ fragte ich.

„Weil er jeden Morgen um halb sieben zu wuseln anfing“, antwortete er. „Weil sich die Nachbarn beklagten. Weil er alle Möbelstücke betradbete. Weil er Schmutz auf den Teppich brachte. Weil er uns fünf Schilling die Woche, wenn er gesund war, kostete, und fünfzehn, wenn er krank war, weil er Zintenwässer unnter und einem das Gesicht abkratze, wenn man schlief. Kurz, weil, wenn man einen kleinen Hund im Haus hat, er nicht einem, sondern man ihm gehört.“

„So ist es“, nickte ich.

Und ich ging schnusfracks zum Hundemann und kaufte mir eines der verwünschten kleinen Dinger.

Ich muß bekennen, daß ich ziemlich schuldig bewußt nach Hause zurückkehrte. Aber ich hätte mir keine Sorgen zu machen gebraucht. Hinter meinen Rücken hatten meine Frau und Bobby daselbe getan.

KOMÖDIE

Den Altgraf Bobby ließ der Ruhm der Stückschreiber nicht schlafen.

„Weißt, Rudl“, sagt er, „wenn man ein wenig nachdenkt, was die Dichter können, das müßte doch unferneiner auch können.“

Und der Altgraf Bobby schrieb ein Stück. Er brachte es ans Burgtheater.

Das Stück hatte nur fünf Seiten.

„Aber, aber, lieber Graf“, meinte Köbbling, „Ihre Komödie ist zu kurz, viel zu kurz — eine Komödie muß mindestens eine Stunde dauern.“

Am nächsten Tag kam der Graf wieder.

„Ich habe mein Stück geändert.“

„Wie lange dauert es jetzt?“

„Aber zwei Stunden.“

„Gehr gut. Und wie haben Sie das so schnell gemacht?“

Der Altgraf Bobby lächelte:

„Ganz einfach. Ich las halt die beiden mittendrin zwei Partien Schach spielen.“

jhr.

Ist der Film eine Kunst

„Wir werden eine aktuelle Rundfrage veranhalten“, sagte der Chefredakteur des Movie Magazin, „und zwar unter dem Titel: Ist der Film eine Kunst?... Schreiben Sie an alle Prominenten, Mister Eemoos, damit wir in der nächsten Nummer mit der Veröffentlichung der Artikelserie beginnen können!“

Drei Wochen später waren die Antworten in der Hand des Chefredakteurs.

Nur eine fehlte.

Die wichtigste.

Generaldirektor Enatterklich von der Cosmos-World-Film-Corporation, der Beherrscher des Filmes, hüllte sich in Schweigen.

„Eemoos“, rief der Chefredakteur, „fahren Sie zu Mister Enatterklich... Sofort... Ohne seine Antwort ist die ganze Rundfrage Mümpf!... Wo... Verlieren Sie keine Zeit!“

Generaldirektor Enatterklich schauzte den Berichterstatter des Movie Magazin“ an.

„Mich fragen Sie, ob der Film eine Kunst ist?“

„Yes, Sir, gerade an Ihrer Antwort ist uns sehr viel gelegen!“

„Dann schreiben Sie: D. E. Enatterklich, General-Manager der Cosmos-World-Film-Corporation sagt: Film ist die Kunst!“

„Maße, Sie, wird geschehen... Und im Vertrauen, womit begründen Sie Ihre Ansicht?“

„Begründen... begründen...“, knurrte Mister Enatterklich, „was die Zeitungs-menschen immer zu fragen haben... Da haben Sie zum Beispiel unseren Star, die Sweet Sweetest... Well... Seit fünfunds-zwanzig Jahren spielt sie bei der Cosmos-World die Starrollen und wir benötigen dazu, abgesehen von dem ausschließlich für Sweet engagierten Gesichtsaufpomp-specialisten, eine junge Doppelsängerin für Sweet's Groskauf-nahmen, ein Spiel mit wunderbaren Beinen (Sie verstehen, Aufnahmen der Beine des Stars sind wichtig), eine Frau mit iadellosm Körper, die Sweet bei den unbedingt notwendigen Nachbilden zu vertreten hat, eine Artistin für die Ensatationen, und weil Sweet außerdem vollkommen unaußstaltlich ist, eine Sängerin für die Extras, eine Schaupieleerin mit sümlidem Degan für die nachzuzuschronisierenden Dialogszenen, je eine Sprecherin für die französische und deutsche Version des Filmes, ein Double für die Presseempfänge, und nur die Passagen und die Totalaufnahmen spielt Sweet Sweetest selbst... Sir, jetzt frage ich Sie — ist es eine Kunst, aus neun Personen eine einzige zu machen?“ H. K. B.



Ist

Rache der Fische

Schäfer-Ast

DIE GOLDGRUBE

VON OLF WEDDY POENICKE

Diese ungläubliche Geschichte spielte sich in dem kleinen, hübschen Städtchen Nivertown ab, das mitten im Walden liegt.

In der Kneipe von Nivertown, die sich bei schänden Palasthotel nennt, hängt ein großes Schild über der Theke: „Es wird gebeten, nicht auf dem Klavierspieler zu schiefen — der Mann tut sein Bestes.“ Auch sonst geht es hier außerordentlich gemächlich zu. Bei der letzten Auf-führung von „Wilhelm Tell“ zum Beispiel herrschte eine geradezu fabelhafte Stimmung. Die Corobens trampelten vor Vergnügen, lachten vor Freude und Spannung, und als Gesell' gar dem Vater Tell besaß, dem Sohn einen Apfel vom Kopf zu schiefen, wurden zwanzig Revolver gezückt und zwanzig Corobens schossen dem Knaben den Apfel vom Kopf, bevor überhaupt Tell noch dazu kam, die Aembsitz zu spannen. Bei Minutecul! Das war ein Abend zum Schiefen!

So lebt man in Nivertown, in dem es noch vergnügter wurde, als man erhofft, daß zwei Kilometer von der Stadt neue Goldfunde gemacht worden waren.

Bobby Bladberry fand vor einem Claim, das ist ein Stück eines Goldfeldes, kaufte eine selbstgebastete Jagaxette und warf ab und zu einen Blick auf die Menschenmenge, die langsam an ihm vorbeizog. Niemandem wäre es früher eingefallen, das Städtchen Nivertown zu besuchen, doch jetzt kamen die Leute in Scharen, weil jeder hoffte, morgen schon ein reicher Mann zu sein. Oder spätestens übermorgen. Bobby Bladberry war der ruhigste von all diesen lärmenden, aufgeregten kostenden Menschen, die nur eins fürchteten, zu spät zu kommen. Er sah so aus, als ginge ihn die ganze Geschichte gar nichts an, und lehnte schief an einem Pfahl, der ein großes Schild trug:

„Dieses Claim hat in der letzten Woche den größten Ertrag gebracht!“

Von Zeit zu Zeit blieb jemand vor ihm stehen, beguckte sich das Schild, grüßte und trat näher.

„Dieses Claim ist wohl gut, was?“

„Kommt' Ihr nicht sehen?“

„Sicher, sicher! Aber ich meine, man müßte doch gewisse Garantien —“

„Habe ich Euch gesagt, daß Ihr kaufen sollt'?“

„Das nicht. Aber ich möchte gern kaufen.“

„Ich verkaufe nicht. Und damit basta!“

„Hundert Dollar!“

„Dreihundert Dollar!“

„Unmöglich! Zweihundert Dollar!“

„Schert Euch zum Teufel!“

„Also schön — dreihundert Dollar.“

Dann wurde der Kauf abgeschlossen, Bobby Bladberry strich gleichmäßig das Geld ein und der Fremde bekam eine Besturkunde. Von fünf Uhr nachmittags bis sieben Uhr abends verkaufte Bobby Bladberry das Claim sechzehnmal zu je dreihundert Dollar. Machte zusammen verkaufsdachtshundert Dollar. Er wollte gerade gehen, als der siebzehnte Käufer kam. Das war ein junger Mann mit einem verschlagenen Gesicht.

„Hallo, Alter! Laugt dieses Claim etwas?“

„Das geht Euch einen Dreck an, Grinschobel!“

„Doh! Begrüßt man so in Nivertown die Fremden? Ich will das Claim kaufen. Aber ich lege keinen Wert darauf, übers Ohr gehauen zu werden.“

„Schert Euch zum Teufel!“

Der junge Mann schüttelte den Kopf.

„Mich schädigt Ihr nicht ein! Laßt die Kanone stecken. Ich will kaufen.“

„Für dreihundert Dollar habt Ihr es.“

„Dreihundert Dollar? Daß ich nicht laßte! Ohne Garantien? Überhaupt, könnt Ihr Euch ausweisen, daß Ihr der rechtmäßige Besitzer dieses Claims seid? Oder daß es Euch noch gehört?“

„Unverehelichte Bursche! Was bildest du dir ein? Du könntest mein Sohn sein!“

„Und du könntest mein Vater sein, alter Gauner — darum beherrsche ich nicht!“

Bobby Bladberry griff nach der Pistole und schrie aufgebracht:

„So wahr ich Bobby Bladberry heiße! Das wird mir zu bunt! Ich verkaufe nicht! Und wenn Ihr nicht gleich macht, daß Ihr weiterrückt, dann knallt es!“

„Ich heiße Billy Bladberry!“

„Aus Nebacaola?“

„Aus Nebacaola!“

„Dann bist du mein Sohn!“

„Und du mein Vater!“

„Alle Achtung!“ schreute Bobby Bladberry und war ganz gerührt, „was bist du groß geworden? Zwölf Jahre haben wir uns nicht mehr gesehen!“

„Und brinahr hätten wir uns geschossen!“ lachte Billy Bladberry.

Bobby Bladberry nickte anerkennend.

„Und griffen bist du — wie dein Vater! Sechzehn Leute haben vor die dieses Claim gekauft — anstandslos — und jeder hat dreihundert Dollar in bar bezahlt!“

„Tod und Teufel!“ rief Billy Bladberry, „das ist ein Weisheits!“

Bobby Bladberry schmunzelte.

„Kommt!“ sagte er, sekte seinen Hut auf, schnalzte seinen Revolver um und schlug Billy auf die Schultern, „komm, mein Junge! Laß uns ein bißchen laufen! Da hinten kommt nämlich Miller — das ist der Mann, dem das Claim hier gehört.“

Die Chemikerin

Glatte zu ihr: „Du hast entschieden deinen Beruf verfehlt — du hättest Chemikerin werden sollen!“

„Was?“

„Man heute ist die wieder einmal die Umwandlung von Kumpsteak in Kohle reiflos gelungen!“

Doppelkinn

Beate kam auferregt nach Hause.

„Stell dir vor, Bruno — auf der Treppe hat ein Mann mein Kinn gemessen —“

Brumnte Bruno:

„Berühme dich! Du hast doch noch Zweifel!“

Der Grund

„Ja, Herr Meier, warum stehen Sie denn vor Ihrer Haustür?“

„Hören Sie denn nicht meine Frau singen? Wenn ich oben wäre, meinen die Leute ich habe sie durch!“

Die Beule

In Wien nimmt man die Dinge leichter.

Aber in Dittaking nimmt man die leichtsten Dinge schwer.

Gasten zwei beim Dittakinger Feuerchen.

„Was hast du denn da am Auge, Schalk?“

„A Brul.“

„Von wem denn?“

„Von unferem Zimmerherren.“

„Habt euch vielleicht gestritten?“

„Na. Aber er will net, daß i mit meiner Frau possier!“

Gute Aussicht

„Endlich hat Lehmann Nachsicht auf ein großes Geschäft.“

„Was Sie nicht sagen! Lehmann, dieser Pechvogel!“

„Ja, er ist unangezogen und wohnt jetzt der Dresdener Bank gegenüber!“

Das Gebet

In Steiermark gibt es zwei Kirchen.

Eine evangelische und eine katholische.

Und als es Abend wurde, ließ der Bauer den Pflug sinken.

Die Abendglocken tönten.

Fremm faltete er seine Hände zum Gebet.

Plötzlich hielt er erstarrt den inne:

„Na, na, gilt net, gilt net, lieber Gott — das war ja die evangelische Glocken!“

Beim Rennen

„Kann denn der Reiter über das Hindernis?“

„Freilich! Coggar noch vor dem Pferde!“

Die Autorität

„Meinetz zieht sich auf zwei Jahre vom Geschäft zurück.“

„Ach, das hat er schon einmal gesagt, aber doch nicht getan.“

„Aber diesmal hat es der Richter gesagt!“

Frauen sind besorgt

Wops

Endlich, endlich kann Peter das Ordinationszimmer des Arztes betreten! Lange genug hat er in diesem öden, dampfen Wartezimmer hocken müssen. Die Menschen saßen Kopf an Kopf. Krankein scheint jetzt die letzte Mode zu sein.

Der Arzt ist ein freundlicher, älterer Herr, ein allerliebster Typ des „Dunkel Doktor“ mit dem schloßweisen Knabellbart und der goldgefaßten Brille.

Er nicht lebenswütig zum Empfang und setzt sich an den Schreibtisch.

„Namen bitte?“

„Peter Holzappel.“

„Peter Holzappel. Wie alt?“

„Achtunddreißig Jahre.“

„Aha! Achtunddreißig Jahre.“ Nach einem wehleidvoll-prüdelnden Blick meint der Dunkel Doktor: „Hätte Sie höchstens für zwölfdreißig gehalten.“ Dann steht er auf. „Na, und wo fehlt's?“

Peter lächelt verlegen. „Eigentlich fehlt's nirgends.“

Der Arzt erschrickt ein wenig. „Ach, Sie kommen wohl kassieren von der Versicherung?“

„Nein, nein, Herr Doktor, ich bin schon ein Patient. Aber ein durch und durch gesunder, junger Mann.“

„????“

„Das ist nämlich so, Herr Doktor! Gestatten Sie! Ich käme mein Leben nicht auf die Erde, krank zu sein. Aber meine Frau... Sie wissen ja, Herr Doktor, wie Frauen sind... Meine ist besonders besorgt um mich und um meine Gesundheit...“

„Ach, so ist das?“

„Ja. Und weil sie so besorgt um mich ist, durchleide ich ein Martirium. Schwere als bei jeder Krankheit. Stellen Sie sich vor, Herr Doktor, daß mich meine Frau am liebsten in die Vitrine tum und jeden Tag abstauben möchte.“

„Kann ich, kann ich, diesen Typ Frauen!“

„Wenn ich rauchen will, nimmt sie mir die Zigarette aus dem Mund. Wenn ich ein Glas Wein trinken will, zieht sie es mir weg. Wenn ich abends zum Einnächtlich gehen will, beschwert sie mich, dabei zu bleiben. Sie tut das nicht aus Bosheit, Herr Doktor! D nein! Wie gesagt — nur aus Sorge um meine Gesundheit. Sie behauptet immer, ich rauche und trinke mich zugrunde. Und jede fehlende Stunde Schlaf sei ein Kilometer ins Jenseits.“

„Und Sie?“

„Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß ich mich wie ein Fisch im Wasser fühle.“

Der Doktor lächelt zuerst, dann meint er ernst: „Na, wollen einmal sehen! Ziehen Sie sich bitte aus!“

Peter zieht sich aus. Legt sich auf den Untersuchungstisch.

Der Arzt klopft, horcht, tastet, knipst, kneipt, pufft, na, was halt so die lieblichen Dinge während einer gründlichen Untersuchung sind. Tief atmen — nicht atmen — kurz atmen —



„Leider können wir mit der Aufnahme unseres Kulturfilms noch nicht beginnen, da sich unser Hauptdarsteller verkrochen hat.“

wieder tief — wieder nicht... Na, wer kennt das nicht?

Und dann sagt er: „Ziehen Sie sich wieder an!“

Peter schlüpft rasch in seine Kleider. Und schielt immer ängstlich zum Dunkel Doktor hinüber. Selbst der Gefändeste sucht nach so einer Unterjuchung in den Augen des Arztes sein Todesurteil.

Nachdem der Arzt lange geschrieben hat, sagt er: „Sie haben recht! Ihre Konstitution ist wirklich wundervoll! Nichts zu finden!

Hetz, Lunge, Nieren, Nerven, Arterien — alles in Ordnung.“

„Wirklich, Herr Doktor?“ Es klingt wie ein Jubelstich.

„Ja. Trotzdem dürfen Sie mit Ihrer Gesundheit nicht wüsten. In Ihrem Jahren kann man ja noch angestreift sündigen — aber alles rächt sich dann später einmal. In großem Sinne hat Ihre Frau Gemahlin schon recht. Aber auch die Schwamm muß man natürlich nicht überreiben. Wieviele Zigaretten rauchen Sie denn am Tag?“

„Dreißig.“

Berliner Kunst in München

Neue Pinakothek

15. März bis 7. Mai

10—17 Uhr

Eintritt 50 Pfennig

„Dreißig? Das ist entschieden zu viel. Kaufen Sie nur zwanzig. Hören Sie? Reifmatt nicht mehr. Und wieviele Glas Wein trinken Sie durchschnittlich?“

„Echse.“

„Aber, aber! Echse! Mit vier Glas haben Sie auch genug. Wie oft gehen Sie zum Stammtisch?“

„Täglich.“

„Zu viel! Das muß selbst ich sagen — zu viel! Ich gestalte Ihnen dreimal in der Woche zu gehen! Und wann legen Sie sich zu Bett, wenn Sie ausgehen?“

„Morgens um vier, Herr Doktor.“

„Abtreibung! Wenn Sie um zwei schlafen gehen, haben Sie genug geschlafen. Also, verfländen?“

„Gewiß, Herr Doktor!“

„Und werden Sie sich an meine Weisungen halten?“

„Erlaubst, Herr Doktor!“

„Na, schön!“

„Jetzt habe ich noch eine Bitte, Herr Doktor: Klingeln Sie bitte meine Frau an und sagen Sie ihr, was wir ärztlich freigegeben ist, damit ich nachher keine Schwierigkeiten habe...“

„Oren! Verbinden Sie mich nur mit der gnädigen Frau!“

Nachdem der Arzt Frau Holzappel am Telefon hat, sagt er mit seiner gütigsten und

weichesten Stimme: „Gnädige Frau! Ihre Gatte ist auf Ihren Wunsch bei mir. Ich habe ihn gründlich untersucht und kann Ihnen die beruhigende Mitteilung machen, daß ich schon lange keinen so gesunden Patienten gesehen habe wie ihn. Trotzdem heißt es beizugehen aufzusitzen. Ich habe ihm also gestattet, daß er täglich zwanzig Zigaretten raucht, daß er vier Glas Wein trinkt, daß er dreimal wöchentlich zum Stammtisch geht und daß er dann um zwei nach Hause kommt. Guten Tag, gnädige Frau! Und im übrigen machen Sie sich um Ihren Gatten keine Sorgen.“

Peter fragt nach dem Honorar, bezahlt und strahlt. Der Arzt blüht ihn dankend an. „Na, wissen Sie, ich habe noch keinen Patienten gesehen, der so glücklich strahlt, wenn man ihm das Rauchen, das Trinken und das Ausgehen einschränkt.“

„Wieso einschränkt?“ jubelt Peter. „Herr Doktor! Jetzt kann ich Ihnen ja schon die Wahrheit sagen, wo Sie bereits mit meiner Frau telefoniert haben: Washer habe ich nur zehn Zigaretten geraucht, zwei Glas Wein getrunken, bin nur einmal wöchentlich zum Stammtisch gegangen und schon um Mitternacht heimgekehrt. Jetzt hat es meine Frau schwarz auf weiß, daß ich zwanzig rauchen, vier Glas trinken, dreimal ausgehen und um zwei Uhr schlafen gehen darf! Sehen Sie, so profitiert man davon, wenn Frauen bevozt sind...“

W. Lichtenberg

Wirtschaft, Horatio!

Schwarz hat eine Frau.
Seine Frau hat einen Freund.
Einen äußerst generösen Freund.
Eines Tages brennt Frau Schwarz durch.
Nicht mit dem Freund!

Nein.
Mit einem jungen Menschen...
Liebeskammer sucht Schwarz den Freund seiner Frau auf.

„Wer hätte das gedacht!“ seufzt er.
„So ein Verbsann!“ jammert der verlassene Freund.

„Mit diesen Habenichtes!“ stöhnt der verlassene Gatte.
„Wo ich ihr jeden Wunsch erfüllte!“ klagt der Freund.

„Sie war unserer Liebe nicht würdig!“ enttistet sich Schwarz.

„Nicht zu faulen!“
„Sie werden einsehen“, empört sich Schwarz, „daß ich mich von Agathe scheiden lasse!“

„Das sehr ich ein!“
„Und selbstverständlich werde ich wieder heiraten!“

„Ach —“, meint der Freund, — ach —“
„Ja —“, fährt Schwarz fort, — und deshalb wollte ich Sie fragen — ob Sie in bezug auf meine nächste Frau befindere Wünsche haben?“

H.K.B.

*Bewusst
sein*

DIE JUNGEN ANZEIGE

*„für
Jugend“*

KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Vierfarbdruck nach Bilderwiedergaben aus der „Fugend“ liefern wir 20 St. für 90 Pfg., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franco
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrstraße 10



LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten
mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestalteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
GRANDHOTEL
BERLIN KO 10
RUMBERGSTR. 50
FERNRUUF. P. 7 JANNOWITZ BÄMML. NR. 5118

20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrstr. 10

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandmuck verbreiteten Vierfarbdrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10

**Zeitschriften gehen
mit der Zeit-Drumme
mit der Zeitschrift.**

LEST DIE „JUGEND“

SCHWARZ-WEISS

Strichzeichnungen und Holzschnitte, Motive aus dem Leben, Kinderbilder, Tiere, Feuilletonbilder, auch Zweifeldrücke, laufend in Korrespondenz gesch. Zuschriften unter
No. 8354 an „Aia“, Berlin W 35

SCHÖNE BILDER an den Wänden machen die Wohn- räume behaglich. Wo das Geld für Erwerbungen von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 48 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zuzü- glichen Postportosen durch den Kunst- handel und den unterzeichneten Ver- lag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Postportosen) erheischt die Bestellung. **G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10**

Lesen des Sportfischer

die vortrefflich aus-
gestattete Fachzeit-
schrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fachverlag Sport-Verlag
Dr. Hans Schlieder
München NW 2
Kaiserstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesunden Erkenntnissen des Philosophen vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden mit RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10



„Mimi, sieh mal nach, ob mein Handtäschchen noch da ist.“

BÜCHER

„Heimat“. Die deutsche Landschaft in Erzählungen deutscher Dichter. (Verlag Ullstein, Berlin.)

32 lebende deutsche Dichter erzählen von dem vielgestaltigen Anblick ihrer Heimat. Es sind durchwegs bewährte Namen, die hier zu Wort kommen; nicht alle Erzählungen sind gleich stark — einige werden auch dem Thema „Heimat“ nicht ganz gerecht — aber der Durchschnittswert dieser Anthologie ist recht hoch. Sehr stark und geschlossen im Aufbau sind die Novellen von J. M. Bauer, A. Betzner, K. Heuser und W. Schmidtbonn; schön, daß bei Heuser — in einer bereits bekannten Erzählung — der verlorenen afrikanischen Kolonie gedacht wird. Versöhnlich, frisch und offen berichten Fallada, Leip und Lorenz-Lambrecht, besinnlicher Medin und Gaupp, abenteuerlich N. Jacques und W. v. Scholz. Das realistischste Gesicht der Großstadt herrscht bei G. Menzel vor. Von anderen bekannten Schriftstellern sind vertreten: M. Hausmann, H. F. Blauack, H. Hauser, E. Penzold, G. Britting, H. Chr. Kaergel — um nur einige zu nennen. Diese erstaunlich preiswerte und gut ausgestattete Sammlung kann bestens empfohlen werden; ich kenne derzeit keine ihr gleichwertige. Karl Karl Wolter

Friedrich Schnack: Auf ferner Insel. (Verlag Dietrich Reimer, Berlin.)

Ein Dichter reist nach Madagaskar und findet dort das erträumte Paradies seiner Kindheitsschmücke: Die Märcheninsel. Phan-

In den Buchhandlungen und beim Untergeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Hatz und Klatsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind abschließend geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verkleumdeten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seib Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor allem in Vereinstreffen besonderes Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag A.G. / München Herrnstraße 10

statische Landschaftsbilder, Sonnensteppe und Regenwald, kahle Basaltfelsen und schäumende Wasserfälle, Pflanzen und Tiere selbst-samer Art gibt es da. Man bedenke, die Insel Madagaskar ist an Ausdehnung größer als das Vorkriegsdeutschland! Gewaltige Ströme finden sich dort, deren Name allein uns schon unwirklich annutet. Schnack beschreibt seine Reiseeindrücke wie ein Dichter; nicht wissenschaftlich belehrend, aber anschaulicher und lehrreicher als ein guter Kulturfilm es darstellen könnte. Man vergißt diese Begegnungen lange nicht; die Arbeit der Mauerwespe, das Glück des kleinen Halbhafen, der Begräbniszug, Zahlreiche, gute Lichtbilder veranschaulichen die Wirklichkeit. Schnacks Buch enthebt uns des grauen Alltags und bringt uns hinüber ins Land der Reise-schmuck.

Karl Karl Wolter

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von **jedem waldgerechten Sportfischer** gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2-jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karistraße Nr. 44
Tel. 59 61 60**

Redaktionelle Notiz:

Nr. 22 der „Jugend“ erscheint als Sondernummer:

Münchener Volkssänger

am 21. Mai 1935

Ein schlagfertiger junger Staatsmann

Kurz nachdem Cromwell Lord-Protektor von England geworden war, schickte Dänemark den noch sehr jungen Erich Rosenkrantz als bevollmächtigten Gesandten nach London. Man hielt ihn für den geeignetsten Mann, weil er das Land schon früh als Reisender kennengelernt hatte. Cromwell aber traute ihm wegen seiner Jugend nicht die Erfahrung und Gewandtheit zu, die er für einen so wichtigen Posten für nötig hielt, und fragte ihn einmal spöttisch: „Obst es in Dänemark viele so frühreife Genies, die wichtige Staatsgeschäfte betreiben zu können glauben, ehe ihnen noch der Bart gewachsen ist?“

Rosenkrantz brachte diese beleidigende Frage nicht aus der Fassung; er unterdrückte die natürliche Aufwallung seines Hornes und erwiderte ruhig: „Ehädiger Herr, mein Bart ist freilich noch nicht sehr gewachsen, aber er ist doch viel älter als Ihre Republik.“

Dieser schlagfertigen Antwort verdankte er es, daß der Protektor ihn von nun an mit besonderer Achtung behandelte.

W.

Wahres Geschichtchen

In der Obersteiermark fand beim Erzherzog Salvator eine Hochwildjagd statt. Unter anderen erlauchten Jagdgästen war auch ein Prinz von Orleans geladen, ein großer Jäger vor dem Heren, der in freunden Joren Elefanten, Tiger und Löwen erlegt hatte, aber noch nie in den Alpen auf einen Hirsch zu Schuß gekommen war.

Diesem interessanten Jagdgaste wandte sich die allgemeine Neugierde zu und der Name „Prinz von Orleans“ ging von Mund zu Mund.

Nach einigen Jägern richtete man ein obersteierischer Jäger in der bekannten gemüthlichen Vertraulichkeit an den prinzipalsten Jagdgast die Frage:

„Nig für ungut, Euer Gnaden — san Es vielleicht a Echo von der Jungfrau von Orleans?“

Maçon



„Nanu, Marie — Sie scheinen ja die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht etwas so persönlich aufgefaßt zu haben.“

Zeiten

Stowasser telefoniert.

„Hallo?“ fragt er, „wer dort?“

„Hier Bedge Klub —“

„Hier Stowasser... Mathon

Stowasser... Bitte, liebes Fräulein, ist meine Frau dort?“

„Jawohl, die Frau Gemahlin ist hier!“

„Ach, bitte, liebes Fräulein, würden Sie die Freundlichkeit haben, meine Frau zum Apparat zu holen?“

„Das ist leider nicht möglich... Die gnädige Frau wünscht nicht gehört zu werden —“

„Schade... Schade...“, seufzt Stowasser und stößt dringend, „dann liebes Fräulein, dann fragen Sie meine Frau, ob ich zum Utschich Kartoffel mahlen soll oder Nockerln!“

H. K. B.

Der Sachverständige

„Ihr Beruf?“

„Berühmlich beedeter Sachverständiger, Herr Richter!“

„Was — Sie?“

„Jawohl, Herr Richter, angefangen hab ich das Studium mit einem Offenbarungsed und beendet mit einem Meinied!“

H. K. B.

Nachdem King schon längere Zeit Erzbischof zu Dublin gewesen war, hatte er insofern gehofft, bei nächster Gelegenheit Kardinal zu werden. Aber seine Erwartungen erfüllten sich nicht, weil man ihn — wie er später erfuhr — schon zu hochbejahrt hielt, um noch befördert zu werden. Als er bald darauf den Versuch eines päpstlichen Legaten empfing, blieb er inaktivität süßen und sagte: „Ew. Hochwürden werden mir gewiß verzeihen, wenn ich in meinem Esfel bleibe — Sie wissen ja, ich bin schon zu alt, um noch in die Höhe zu kommen!“

Beaumarchais

Beaumarchais hielt viel von den Freuden einer wohlbesetzten Tafel. Einmal hatte er mehr als fünf Stunden bei Lische zugebracht, als er sich endlich erbot. Kurz darauf fand man ihn aber schon wieder beim Essen. Man fragte ihn erstaunt, ob er denn nicht eben erst gestiftet habe.

„Ei was!“ rief der Lebenskünstler, „mein Magen hat kein Gedächtnis!“

Liebe Jugend!

Die zweite Klasse sollte ihren Maianstieg machen. Bräunel mußte er wegen schlechten Wetters verschoben werden. Er wurde zum dritten Male auf den nächsten Tag festgesetzt.

Wer ist's?

Vor rund hundert Jahren erschien das erste Konversationslexikon. Der Komponist Karl Friedrich Zelter, Oberhof intimer Freund und musikalischer Diener, griff sofort danach, um sich zu verewahren, ob er auch dazwischen Hände und arbeitsfähig genügt sei. Überig glitten die Blätter des Entwurfs durch den letzten Band. Nichts, da mußte er stehen:

„3... 3... 3... 3... Zelt... Zelter: Mittelalterliches Kög.“

Mark Twains Freund

Mark Twain, der große amerikanische Humorist, war einem guten Glase Wein oder Bier nicht abgeneigt, doch hatte er einen Feind — Bienen mit Nüssen — der das Fieber der Temperanz — das blaue Band — im Knopfloch trug und von seiner Entschlossenheit viel Weisens machte. Mark Twain erzählte darum allen folgenden Geschichten:

Beide waren einmal zu einer Familie zum Essen eingeladen. Unter anderem Gutes gab es als Kompott je nachdem „Nussfrucht“, die dem Mr. Twain beizugehen zu müssen schienen, denn er füllte sich fortwährend den Zeller damit auf. Stillvergnügt beobachtete Mark Twain seinen Freund und bemerkte zu seiner Gemahlin, daß sich der Nuss bereits in den Augen seines alkoholfreien Gefährten widerspiegelt.

Und als Mark Twain ihm die Schüssel zum zehnten Male reichte, sagte Mr. Twain mit schwerer Sprache:

„Dankt, Hühnerfrucht ich nicht mehr — anaber wiederum du nichts dddaggen baß, umneue ich noch etwas von ihrem E—ßst!“



„Großartig, Emilie — so eklatant ist mir noch nie nichts eingefallen, wie an diesem Morgen“

Um die Kleinen nun in ihrer Freude zu beruhigen, jagte das Fräulein, sie hätte diesmal alle Hoffnung, daß das Wetter nun wirklich schön bliebe.

Vette kommt sitzend nach Hause und sagt: „Nun, morgen wird der Maianstieg bei:

stammt genadst! Es bleibt endlich schön Wetter. Es jagt Nutti etwas erstaunt: „Wohler weißt du denn das so bestimmt?“

Da sagt Vette:

„Zimmer wenn unser Fräulein in der Hoffnung ist, wird was daraus.“

Neu!

DEINE KAMERA

GENT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen? Auf der ganzen Welt gibt es Absatzstellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessierten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtiges Ausrüstungsmaterial, wo gute Aussichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt!

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert, Preis 1 Mark

PANCHROMATISCHE PHOTOGRAPHIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert, Preis 45 Pf.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Blomendael, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



Ein guter Jäger ist ein guter Hirte

Erich Wilke



Die Tiere des Waldes gratulieren unserem Herrn Reichsjägermeister zur Vermählung und sprechen ihm ihren Dank aus für Schutz und Hege, die er ihnen angedeihen läßt.